

seinen Gang, seine Worte, seine Taten. Aber dieser Milde entsprach im Inneren Klarheit und Härte, und anders haben uns die Maler auch die Märtyrer der christlichen Frühzeit nicht überliefert. Die Biographie läßt keinen Zweifel darüber, daß Bolz die ihm zugesuchten Verantwortungen als einen Ruf der Gnade von oben gehört hat und seine Laufbahn als gegen seinen menschlichen Willen gerichtet verstanden hat, um durch die Mittel der Partei einem Höheren zu dienen, dessen Ruf er sich nicht entziehen durfte. „Für die eigene Person“, schreibt er einem Freund, „kennst Du meine Richtlinien. Das Respic finem, ausgehend von Ewigkeitsgedanken und einem Gottesdasein, weist jedem seinen Weg“ (S. 119).

Es ist hier nicht der Ort, Bolzens Tätigkeit als Justizminister in den Kabinetten Blos und Hieber, als Innenminister vom Juni 1923 bis Mai 1924 und im Kabinett Bazille vom Juni 1924 bis Juni 1928 an Hand seines Biographen zu besprechen (S. 138–326), hervorgehoben werden soll allein dies, daß damals der Katholik als Minister manchen Strauß gegen die sich privilegiert fühlenden protestantischen Parlamentarier Württembergs zu bestehen hatte, daß man nicht sofort einsehen wollte, daß ein katholischer Minister mit der gleichen schwäbischen Sparsamkeit, Sachlichkeit und Verantwortungstreue dem Staate gegenüber seine Ressorts verwalten konnte, wie man das von einstigen protestantischen Größen gewohnt war. Die Milde und Mäßigung Bolzens haben aber bald auch scharfsichtige protestantische Beurteiler in die Knie gezwungen. Es hat sich da gezeigt, daß das Schwäbische auch das Konfessionelle zur Harmonie bringen kann. Gerade dadurch, daß Bolzens katholische Auffassung vom Staat und Staatsleben innerhalb einer Demokratie nicht preisgegeben wurde, konnte er sich gleichermassen mit den der Linke angehörenden Sozialdemokraten wie mit dem nationalistischen Eiferer Bazille vertragen und die Extreme in einer glücklichen und für das Land gedeihlichen Mitte lebensfähig machen. Bolz ist in der neueren Geschichte des politischen Württemberg eines der wichtigsten Zeugnisse geworden für die Grenzen des Konfessionellen in einem religiös gemischten Lande, für die fruchtbare Möglichkeit eines Zusammenspiels aller Parteien auf der Grundlage eines von der Vernunft geforderten Status parlamentarischer Ordnung.

Von der Sozialdemokratie dagegen ist im letzten Stadium seiner Regierungstätigkeit als Staatspräsident Eugen Bolz gerade jenes Schwanken zwischen Rechts und Links, das zu anderen Zeiten als überlegene Toleranz angesehen wurde, zum heftigen Vorwurf gemacht worden, als es sich nämlich in der Regierungszeit Heinrich Brünings darum handelte, den immer stärker fordernden und mit Gewalt und antidemokratischen Mitteln arbeitenden Nationalsozialismus in seine Schranken zu weisen. Der Innenminister Bolz hat 1923 entschieden die Räuberpartei und ihre Methoden in Württemberg ausgemerzt, er hat aber nicht mit derselben Klarheit von 1923 erkannt, welche Gefahr die offen antidemokratisch sich gebärdende Partei 1932/33 auch für das stabile Land Württemberg bedeutet hat. Die Bolz-Partei hat von 1930 an manche Dinge getan, die dem eigentlichen Gegner nützten und der Demokratie schadeten. Das Staatsoberhaupt hat nicht glauben wollen, daß es sich um einen wütenden und verbissenen Gegner handelte gegen den Nachsicht gerade das Gegenteil bewirkt von dem, was im guten Glauben bezeichnet werden sollte. Aber, man muß gerecht sein, auch Württemberg hätte in seinem kleinen Teil das Reichsgeschick nicht ändern können, denn das Prinzip der Berliner Reichspolitik setzte sich immer klarer durch und von Berlin aus sind die Geschicke auch des Landes Württemberg entschieden worden. Wenn sich Bolz an jenem schwarzen Tage, an dem Hitler vom Reichstag das Ermächtigungsgebot verlangte, gegen seine Auffassung der Parteidiszi-

plin gefügt hat, wenn das Zentrum dem Reichskanzler Freiheit des Handelns gab, dann hat es wenig Sinn mehr nun darüber zu rechten und zu streiten. Was kommen müßte, ist gekommen und Bolz hat dafür bezahlt, wie wir alle, auch für uns alle, was seine Jahre im verborgenen Exil der unpolitischen Einsamkeit ausweisen und was ihn zuletzt noch zum Bekennertum berufen hat.

Wenn Bolz dann zuletzt die Schicksale eines Bekenners seiner Überzeugung und Politik auf sich genommen hat, so lagen diese Ereignisse in seinem Laufe und seinem Charakter von Beginn an beschlossen. Gott hat ihn dazu berufen, das Bild eines christlichen Staatsmannes in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung und Schmähung alles Christlichen allen vor Augen zu halten, die erfahren haben oder noch erfahren werden, daß auch in der Politik Niederlagen zu Triumphen und Siegen werden, wenn das Opfer dafür aus Unschuld, Reinheit und Stärke des Charakters gebracht wird. Bolz hat dieses Opfer mit vollem Bewußtsein gebracht. So mögen die Worte, die Heinrich Brüning über ihn gesprochen hat, auch hier angeführt sein: „Ein Vorbild für die jüngere Generation, an dem sie erkennen lernt, was nötig ist, um ein echter christlicher Staatsmann zu sein.“

Ernst Müller

### Gedichte in der Mundart

Michel Buck, *Bagenga*. Oberschwäbische Gedichte. 3. erw. Auflage mit einem Nachwort von Dr. Heinz-Eugen Schramm. Verlag Willy Metzger, Ertingen (Württ.) 1953. 180 S. DM 7.50. – Friedrich E. Vogt, *Poetisches Schwabenelixier*. Heitere und besinnliche Mundart-Gedichte. Mit Illustrationen von Georg Koschinski. Bechtle Verlag Esslingen 1953. 86 S. DM 4.20. Fast gleichzeitig werden zwei Bändchen mit Mundartgedichten vorgelegt, das eine die überarbeitete und um wenige Stücke erweiterte Neuauflage eines durch Alter und Güte schon als klassisch zu bezeichnenden Werks, das andere ganz jung, der erste Wurf eines Zeitgenossen mittlerer Jahre. Über Michel Richard Buck (1832–1888), den heimatbegeisterten Geschichts- und Sprachforscher, der im Hauptberuf geachteter Arzt war und zugleich maßgebend auch am heute noch ernstlich zu beachtenden Anfang der Flurnamen- und Ortsnamenforschung auf württembergischem Boden steht, als Mundartdichter und vor allem als Mensch etwas zu sagen, wird sich an dieser Stelle erübrigen. Es möge genügen, zu betonen, daß dem von gewichtigen Buck-Studien herkommenden Bearbeiter und Herausgeber der 3. Auflage der „*Bagenga*“, Dr. Heinz-Eugen Schramm, und der die Ausgabe tragenden Gemeinde Ertingen am Bussen, der Heimat Michel Bucks, großer Dank gebührt. Zusammen haben sie unserem Volk den Weg zu einem der besten und echtesten Werke schwäbischer Mundartdichtung aufs neue frei gemacht. Möge er von vielen begangen werden!

Auf den ersten Blick kann es etwas gewagt erscheinen, das „Poetische Schwabenelixier“ in einem Atem mit den „*Bagenga*“ zu nennen. Wer sich aber darein vertieft und möglichst wenig in herkömmlichen Anschauungen über die Mundartdichtung befangen den Gedichten gegenübertritt, wird sehen, daß sich die beiden Dichter trotz ihrem verschiedenen Standpunkt im Leben, in Ort und Zeit, was das Wesentliche betrifft, durchaus miteinander vergleichen lassen.

Nicht Dorf und Hüterleben des Buben als solche sind es ja, was den Gedichten Bucks Atem gibt, sondern das volle Leben des Dorfs und alle dörfliche Art, die seine Kindheit erfüllten und die den Mann mit Gehalt, Inhalt und Worten zu der dichterischen Rückschau führten. Sehr ähnlich bei Vogt. Auch seine Gedichte leben vom Ort seiner Kindheit und seiner Jugend, von dessen Menschen

und ihrem Tun. Diesmal allerdings handelt es sich nicht um das Dorf, sondern um die Stadt Stuttgart – nicht die „Großstadt“, sondern die in ihr verborgene, sie aber insgeheim immer noch bestimmende Gemeinde von kleinen Leuten des Mittelstands beliebiger Berufe und verschiedenen Alters, von aktiven und passiven Weingärtnern. Nicht in ihrem Arbeitstag treten sie in den Gedichten auf, sondern im Ruhestand, am Feierabend und am Sonntag, wie sie heiter und lebensbejahend, etwas sentimental und romantisch, etwas spießig und philistrisch bisweilen auch ein wenig knützt, in *ihrem* Stuttgart besinnlich Kraft schöpfen zu neuem Tun, vielleicht gar zur letzten Reise. Der Stuttgarter Bürger der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, eine örtliche Ausprägung des Schwaben, die glücklicherweise deutlich auch noch in unsere Tage herreicht und, wenn Stuttgart Stuttgart bleiben soll, hoffentlich auch weiter lebenskräftig ist, hat mit Vogt seinen dichterischen Sprecher gefunden. Seine Gedanken um Leben und Welt, sein Dichten und Trachten, das seine Arbeit wieder befruchtet und nährt, seine verhaltene und doch so inbrünstige Liebe zur Landschaft seiner Heimatstadt und zu dieser selbst, sein Reden und seine Sprache – alles ist eingefangen im „Poetischen Schwabenelixier“ – zum erstenmal in dieser Art. Der Dichter (wissenschaftlich übrigens ein Schüler Karl Bohnenbergers) ist in der Mundart so zu Hause, daß er es wagen kann, die Stuttgarter Umgangssprache von heute ziemlich einwandfrei auch in Feinheiten zu erfassen. Wenn er zum Beispiel an einen Vierziger die Frage richtet: „Wie fühlst du denn?“, so ist diese Wendung nicht dem am Schreibtisch sitzenden Dichter entschlüpft, ohne daß er gemerkt hätte, daß sie ja niemals in die altschwäbische Mundart paßt, sondern sie ist die zuverlässige Darstellung der „gehobenen Sprache“ des Stuttgarters, wie wir sie überall um uns hören und, sofern wir Stuttgarter sind, selbst gebrauchen. Entsprechend sind zu werten Formen und Redewendungen wie: er secht – 's Extreme liegt mer net – Tempo! Auf gehts! Los! Gib Gas – i setz mi en mei' Sofaecht – daß mer uf älle Fäll zum Start parat mi fendl – ist ons Schwöba „artgemäß“. Viele weitere Beispiele lassen sich leicht zusammenstellen. Wie sehr Vogt die Mundart beherrscht, das zeigt ein in die Sammlung eingestrautes Gedicht „Schwäbisches Inventarium“ mit dem Beisatz „In Alt-Deufringer Mundart“. Dieses als Gegenbeispiel genommen, läßt die Sprache seiner Stuttgarter erst im richtigen Licht erscheinen. Die Gedichte gehören sprachlich also in die nicht allzugroße Gruppe unserer Mundartliteratur, die sich wirklich an das Idiom eines Ortes hält. Wenn dies im vorliegenden Fall dann trotzdem nach „Allerweltsschwäbisch“ klingt, nach der normalisierten Mundart, die so mancher Mundartschriftsteller für seine Werke wählt, so liegt die Schuld nicht am Dichter, sondern eben an der Stuttgarter Rede, in der er spricht.

Doch nicht bloß in der Sprache, auch in der Form gehen die Gedichte ihre eigenen Wege. Wie einige andere heutige Mundartdichter hat auch Friedrich E. Vogt das Bedürfnis, in vielerlei und für das Schwäbische neuen Versmaßen zu arbeiten, ja innerhalb eines Gedichts dem Inhalt entsprechend das Versmaß geschickt zu wechseln bzw. im Sinn von Kehrreimstrophen mitunter zwei oder mehr Versmaße zu verwenden. Dies gibt manchen Gedichten Sprech-Sangesart, wie sie in unseren Tagen die Revue liebt und benutzt; mehrere der Gedichte sind auch schon in solcher Weise vertont worden, und in diese Atmosphäre gehören, nebenbei gesagt, auch die zunächst vielleicht etwas befremdlich anmutenden Illustrationen.

Mundartgedichte und Revue – wie kann das zusammenpassen, wenn nicht eine Verhohnigung herauskommen soll? Nur im Fall der Mundart einer Großstadt des

20. Jahrhunderts. Bei Vogt ist es der Versuch, im Mundartgedicht ein Bild der grundständigen Menschen seiner Heimatstadt zu geben so, wie sie zu seiner Jugendzeit waren und wie sie heute sind, ein Bild der schwäbischen Großstädter.

Und die Ähnlichkeit zwischen Michel Buck und Friedrich E. Vogt, von der oben die Rede war? Daß sie im wesentlichen da ist, sobald man von der ganz anderen Zeitstimmung absieht, unter der beide schaffen, mag aus dem Gesagten hervorgehen: beiden ist der Schwabe in seinen Urgründen gleichermaßen wie in seiner aus den jeweiligen landschaftlichen und geschichtlichen Gegebenheiten zu erklärenden Sonderart der große Vorwurf ihres Dichtens; beide glauben an ihn und holen für sich und andere aus seinem Bild „Herz- und Seelenstärke“. Dölker

*Alte Schwäbische Volkslieder aus Sathmar mit ihren Weisen herausgegeben von Hugo Moser, musikalische Sätze von Karl Aichele (Bärenreiter-Ausgabe 658). Bärenreiter-Verlag Kassel und Basel 1953, 148 Seiten, DM 3.60.*

Als 40. Heft der Reihe „Landschaftliche Volkslieder mit ihren Weisen“, herausgegeben im Auftrag des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br., kam im Jahre 1943 die Liedersammlung „Volkslieder der Sathmarer Schwaben mit ihren Weisen“ heraus. Hugo Moser, der Erforscher der Sathmarer Mundart und Volkskunde, veröffentlichte darin unter Beachtung strenger wissenschaftlicher Maßstäbe eine für weitere Kreise gedachte Auswahl von 114 Liedern aus seinen Sammlungen; für die musikalischen Sätze hatte er die Mitarbeit von Karl Aichele gefunden. So gut wie die ganze Auflage wurde leider bald nach ihrem Erscheinen ein Opfer des Luftkrieges. Jetzt liegt das Büchlein wieder vor, auf photomechanischem Weg neugedruckt. Der Süddeutsche und der Südwestdeutsche Rundfunk, die mit Hilfe von Werbefunkmitteln die Neuausgabe ermöglicht haben, verdienen für dieses Entgegenkommen großen Dank.

Wenn gegenüber 1943 der Titel heute anders gefaßt ist, so spiegelt sich darin das Schicksal unserer Tage: die Sathmarschwaben sind großenteils in ihre Stammheimat zurückgekehrt, und ihre Lieder können nicht mehr bedenkenlos als „landschaftliche Lieder“ im früheren Sinn angesprochen werden. Wanderung und Zerstreuung der Menschen haben sie heute wohl zu historischem Gut gemacht; höchstens daß die vorliegende Ausgabe oder vorweggenommene kleine Auszüge daraus, die schon den Weg in Liederbücher gefunden haben, sie wieder zum Leben bringen.

Die alten Sathmarer werden dankbar nach dieser Sammlung greifen, ihrem Inhalt mit den Erinnerungen an die verlassene Heimat, ihre Sitten und Gebräuche füllen und daraus Kraft holen für ihren schweren Tag. Nicht weniger dankbar aber sind die einheimischen Schwaben. Ihnen wird mit der Sammlung ein reiches Geschenk in die Hand gelegt: altangestammte Lieder, die nur draußen im fremden Raum weiterlebten, von denen man hierzulande nicht mehr viel oder gar nichts mehr weiß, kehren zu ihnen zurück. So ist das Büchlein, dessen ausgiebiges Vorwort die nötigen Angaben über die Sathmarer und über die Liedersammlung macht, gleichermaßen wertvoll für die Kulturarbeit unter den Heimatvertriebenen wie für die Volksliedforschung auf schwäbischem Boden. Möchte es, so reich an unverderbten, ausgezeichneten und einzigartigen Volksliedern, auch für das Singen in unserem Land Früchte tragen und es durch seine in Aicheles Sätzen trefflich dargebotenen alt-neuen Weisen nach Kräften bereichern! Dölker